

Höhlenbärenjäger im Simmental

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Teller und ging leichten Fusses in die Küche, um ihn in den Schüttstein auszuleeren, weil sein Inhalt so versalzen war, dass sich Marias zarter Hals weigerte, das Süsschen hinabrutschen zu lassen.

„Ausgezeichnet!“ echote Gugutzli, wenn sie wieder zu Tisch sass.

„Wie läuft das Geschäft?“ fragte Fräulein Hulda, wenn Herr Hohermuth nach vier Tagen Abwesenheit an unbekanntem Orte endlich wieder nach seinem Käse und nach seiner Familie Umschau hielt.

„Bitte, bitte, mit Vergnügen!“ antwortete statt des Angeredeten der Papagei, und Herr Hohermuth lächelte abwesend in sich hinein, oder er richtete einen schadenfrohen Blick auf seine Gattin.

Und wenn die Mutter mit geheime Tadel auf ihre jüngere Tochter einredete, etwa: „Ich fürchte, dass du einmal doch an den Falschen kommst — es hat schon manches junge, unerfahrene Mädlein —“, dann passierte es, dass sie von Gugutzli unterbrochen wurde: „Papperlapapp — ça me plaît beaucoup!“

Es ist nicht zuviel gesagt, auch wenn es kühn klingt, wenn ich behaupte, dass der Papagei schliesslich der Haupt- und Mittelpunkt der Familie Hohermuth wurde, das verbindende Band, der Dämpfer aller affektbetonten Ausbrüche und Aussprüche, der Hüter vornehmer und feiner Umgangsformen, der Bewahrer häuslichen Friedens, der Grund einer lächelnden, geradezu japanisch zu nennenden Liebenswürdigkeit. Und er war nicht gewillt, diese einmal errungene hochwichtige Stellung vor seinem Ableben aufzugeben.

Doch dieses kam rasch und unerwartet!

Einmal, an einem schönen Junivormittage um dreiviertel auf Elfe, als die Mutter und Fräulein Hulda gerade mit der Zubereitung eines Griespuddings mit Sultaninen beschäftigt waren, hörten sie von der offenen Veranda her, wo sich der unbeaufsichtigte Gugutzli am Sonnenschein und an der Pracht eines im tiefsten Rot blühenden Topfkaktus erfreuen sollte, ein klägliches und erwürgtes Röcheln.

Als die beiden zutode Erschrockenen hinzugelaufen kamen, die eine mit der Kelle in der Hand und die andere mit dem Papiersack im Arme, entfernte sich schleunigst und misstrauisch um sich blickend ein schwarzer Kater. Den Gugutzli aber fanden sie mit durchgebissenem Genicke ohne Lebenszeichen an seinem Gestelle hängend.

Es erübrigt sich, den allgemeinen Jammer und die Trauer der Familie Hohermuth zu beschreiben. Es sei nur festgestellt, dass alle Nachforschungen über die Herkunft des mörderischen Katzentieres (damit man von seinen Besitzern Schadenersatz, beziehungsweise Schmerzensgeld hätte fordern können) zu nichts führten, und dass auch die Nachforschungen des Detektivbureaus „Findig“ nur eine Rechnung einbrachte, über die Herr Hohermuth fünf Minuten

lange Ausdrücke verschwendete, die gottlob der arme Gugutzli nicht mehr zu hören brauchte. Man sah und hörte den Kater nie wieder, man wusste nicht, woher er gekommen und wohin er verschwunden war. Zuletzt war Herr Hohermuth gezwungen, das Verfahren gegen ihn einzustellen, weil böse und vor allem abergläubische Zungen sich in der Nachbarschaft regten und behaupteten, es sei in der Hohermuthschen Wohnung nicht mehr geheuer. Um diese Gerüchte den Boden unter den Füssen wegzunehmen, liess er an seinem Stammtisch im Restaurant „Zum goldenen Zebra“ verlauten, er habe die schwarze Katze unter der Bette seiner Frau Gemahlin gefunden und mit einem Säbel um den Hals hingerichtet.

Es kam nun über die Familie Hohermuth eine schlimme Zeit. Diese dauerte ungefähr ein Jahr lang. Es war, als tobte sich nun alle die Leidenschaften, die man geraume Zeit lang Anbetracht Gugutzlis Sprachauffassungsvermögen still in den Herzen zurückbehalten hatte, in einem wahren Hexensabbath aus. Ausser aufgeregten Reden, heftigem Anschreien und Weinen hörte man nicht selten Türen, die an Kanonendonner ins Schloss schmetterten.

Fräulein Hulda war die erste, die es nicht mehr aushalten konnte und schon im Herbst dem väterlichen Hause Valet sagte. Sie suchte und fand eine Stelle als Haushälterin in einem frauenlosen Haushalte bei einem alleinstehenden Rentner, der am Gestade des Genfersees eine Villa mit elf Zimmern sein Eigen nennen konnte.

Auf Ostern dampfte Fräulein Maria davon. Sie hatte beim Tennis einen jungen Engländer so bezaubert, dass sie heiratete und in seine Heimat entführte, begleitet von den Segenswünschen ihrer Eltern.

Jetzt waren Herr und Frau Hohermuth allein. Nachdem sie sich lange genug überlegt hatten, ob sie weiter bei einander bleiben oder in ihren alten Tagen noch die Einsamkeit scheiden lassen wollten, entschlossen sie sich in vernünftiger gegenseitiger Aussprache des Nun-einmal-zusammengehört-Seins und des Prestiges der Firma Hohermuth sowie in Rücksicht auf die Familie ihres vornehmen Schwiegersohnes keinen Skandal zu machen und sich schlecht zu vertragen.

Und seitdem geht es bei ihnen ganz gut!

Trotzdem der gewaltsame und nicht vorausgesehene Tod Gugutzlis wirklich unser herzlichstes Bedauern auslöst, kann man, wenn man den Verlauf der Dinge objektiv betrachtet, nicht behaupten, dass sein Abschied aus dieser Welt ein Unglück für die Familie bedeutet hätte.

Immerhin meinen wir, Gugutzli hat es reichlich verdient, dass er von der Familie Hohermuth nicht so bald vergessen wird, dass ferner ein weiteres Publikum und schliesslich die deutsche Literatur durch diesen Artikel von seiner Bedeutung Notiz nehme!

Höhlenbärenjäger im Simmental

Vlr. Der Höhlenbär, grösser noch als die stattlichsten Exemplare des heute in Europa lebenden Braunbären und wie dieser wohl mehr Pflanzen- als Fleischfresser, war vor der letzten Eiszeit in den gebirgigen, bis hoch hinauf bewaldeten Teilen ganz Europas stark verbreitet. In Felshöhlen vieler Länder hat man die Reste von Hunderten und Tausenden dieses mächtigen Tieres gefunden, auf das der Mensch der letzten Zwischeneiszeit auch im Gebiete der Alpen Jagd machte. So sind Wild und Jäger auch in Höhlen der Ostschweiz, des Rigi, des Simmentals und des Juras nachgewiesen worden.

Im Berner Oberland waren es zwei gebürtige Simmentaler, die Brüder David und Albert Andrist, Lehrer in Pieterlen und Bern, und ihr Kollege Walter Flückiger in Koppigen, die den Höhlenbär vor 13 Jahren in einer Höhle ob Oberwil

im Simmental und dann auch in einer Felsbalm ob Boltigen entdeckten. Während acht Jahren (1928—1936) haben sie in ihren Herbstferien, von einheimischen Hilfsarbeitern unterstützt, seine Zähne und Knochen jeweilen in wochenlang hingebender Arbeit unter jahrtausendealten Lehm- und Schotter-schichten mühselig ausgegraben, sorgfältig geborgen, gewissenhaft registriert und dem Leiter der urgeschichtlichen Abteilung des Bernischen Historischen Museums, Prof. O. Tschumi, sowie Dr. Ed. Gerber vom Naturhistorischen Museum unterbreitet. Unter den teils gut erhaltenen, teils zertrümmerten Ueberbleibseln älterer, jüngerer und jüngster Exemplare des Höhlenbären und anderer, kleinerer Tiere, die diese Höhlen zu verschiedenen Zeiten gelegentlich als Unterschlupf benutzt haben mögen, fanden sich auch primitive Werkzeuge aus Höhlenbärenknochen, vereinzelt primitive Steinwerkzeuge

wie (im Ranggiloche ob Boltigen) Holzkohlenreste. Somit war die Anwesenheit von eiszeitlichen bzw. zwischeneiszeitlichen Höhlenbärenjägern im Simmental nachgewiesen — schon vor Jahrzehntausenden hatte also an den felsigen Berghängen des schönen Simmentals dann und wann ein Lagerfeuer gebrannt, in dessen Glut sich urtümlich kühne und geschickte Jäger Bärenatzen schmorten.

Nach einem Unterbruch von vier Jahren haben die Ausgräber des in 1220 m Höhe ob Oberwil im Simmental an steilem Waldhang gelegenen Schnurenlochs letzten Herbst eine letzte Grabung vorgenommen, um damit gewisse geologische und archäologische Fragen wenn möglich einer Klärung näher zu bringen. Der hinterste noch zirka 6 m lange Teil der Höhle soll zwecks Ueberprüfung der Forschungsergebnisse durch Ausgräber einer späteren Zeit unangetastet bleiben.

In einer vorläufigen zusammenfassenden Darstellung der Ergebnisse dieser mehrjährigen Ausgrabungstätigkeit — bei der im Schnurenloch mit Einschluss einer 1,5—2 m dicken Lehmschicht und grosser Massen von Felsbrocken, Steinen und Geröll in nun insgesamt zirka 880 Arbeitstagen über 100 m³ Material losgelöst und entfernt werden mussten — führt David Andrist aus, dass durch das Vorkommen des Höhlenbären, von dem im Schnurenloch Reste von rund 80 Exemplaren geborgen werden konnten, das zwischeneiszeitliche Alter dieser Simmentaler Höhlen einwandfrei dokumentiert wird. Während die von Dr. h. c. Emil Bächler erforschten Höhlen im Säntis- und Churfirstengebiet und im Taminatal in der Mitte und gegen das Ende der klimatisch sehr günstigen letzten Zwischeneiszeit von vermutlich nomadisierenden Jägerhorden aufgesucht wurden, deuten verschiedene Umstände darauf hin, dass die Simmentaler Höhlen möglicherweise in einer noch früheren Phase dieses Interglazials benutzt worden waren. Einmal ist von der in ostschweizerischen Höhlen festgestellten Verzerrung, d. h. Degeneration des Höhlenbären im Simmental nichts zu bemerken. Sodann sind hier die Steinwerkzeuge weit seltener zu finden als in der Ostschweiz, und die Form der als Werkzeuge benutzten Knochen ist so primitiv, dass D. Andrist schreibt: „Unsere bezüglichen Funde stehen in ihrer Formgebung weit hinter denjenigen zurück, die Dr. Bächler seinen Höhlen entnommen hat. Serienmässige Herstellung von gleichartigen Werkzeugen, wie er sie hat feststellen können, kommt im Simmental nicht vor.“ Ferner haben sich die Ueberreste des Eisfuchses mit solchen des Höhlenbären in der

gleichen unteren Schicht wie jene des als Waldtier geltenden Hirsches gefunden: der für die Umgebung der ostschweizerischen Höhlen nachgewiesene, über die heutige Baumgrenze hinaufreichende dichte Waldbestand dürfte also hier noch gefehlt haben, d. h. während der Talgrund bewaldet gewesen sein mag, waren die seitlichen Hochtälchen des Simmentals wohl noch von der zweitletzten Eiszeit her vergletschert.

Die von Dr. Bächler im Wildenmannsloch und im Drachenloch entdeckten und gedeuteten hochinteressanten Zeugnisse eines altsteinzeitlichen Jagdopferkultes — hinter Steinmüerchen und in Steinkisten aufbewahrte meist unversehrte Höhlenbärenschädel und Langknochen — weckten in den Erforschern der Simmentaler Höhlen die Hoffnung, auf ähnliche Dokumente oder Spuren frühesten religiösen Empfindens zu stossen. Und tatsächlich scheinen urtümliche Formen eines Kultes vorhanden zu sein, wenn auch lange nicht so ausgeprägt wie im Drachenloch. Einmal lagen im Schnurenloch zwei Höhlenbärenschädel dicht übereinander, die übrigen zugehörigen Knochen fehlten. Und sehr bemerkenswert ist ein 1934 ebenfalls im Schnurenloch gemachter Fund: auf einem recht gut erhaltenen Höhlenbärenschädel lag ein Steinbockschädel. Zufall? Der Urgeschichtsforscher ist bei aller Skepsis doch weniger voreilig als mancher skeptisch lächelnde Laie, denn die Völkerkunde gibt ihm oft die Möglichkeit, seltsame Funde zu deuten und zu klären. So wissen wir von sibirischen und andern nördlichen Jägervölkern, dass sie die Schädel der Jagdbeutetiere, besonders der Bären, eben sorgfältig aufbewahren, sowohl aus Rücksicht auf die Seelen der getöteten Tiere wie als Opfergabe für die Jagdgottheit. (Interessantes darüber im 1940 erschienenen „Bärenbuch“.)

Die Frage, wie weit diese menschlichen Spuren in unseren Alpen zeitlich zahlenmässig erfassbar zurückreichen, ist noch immer nicht restlos abgeklärt, die Ansichten der verschiedenen in- und ausländischen Forscher gehen hier weit auseinander. Während man im Verlaufe der Ausgrabungen im Simmental vor zirka 10 Jahren von sachmännischer Seite nach einigem Zögern die Antwort erhielt, dass diese Funde etwa 30—50 000 Jahre alt sein mögen, kommt heute der bekannte Thuner Geologe, Dr. P. Beck, nach der vom serbischen Geophysiker Milankowitsch begründeten, auf astronomischer Grundlage fussenden Methode der Altersberechnung auf zirka 125 000 Jahre! Die noch viel weiter zurückliegenden wirklichen Anfänge der Menschwerdung verlieren sich also in unvorstellbaren Zeiträumen...

DER KORNSHAUSKELLER *)

Früher war er obrigkeitliches Weinlager, staatlicher Weinkeller von Stadt und Republik Bern. Seit ältester Zeit war es üblich, dass Kirchen und Klöster, später auch die weltlichen Grundherren von ihren Ländereien den „Zehnten“, den zehnten Teil des Ertrages als ablieferungspflichtige Steuer bezogen. Nach der Reformation fielen der Stadt Bern in Folge der Säkularisation der Kirchengüter grosse Erträge solcher Zehntweines zu. Aus ihm wurden Beamten und Angestellten ein Teil ihres Gehaltes ausbezahlt. Denn Wein gehörte früher zu den unumgänglichen Nahrungsmitteln, mehr noch als die Milch. Andere Getränke kannte man überhaupt nicht. Bier wurde nur in allerfrühester Zeit gebraut, kam dann aber in Vergessenheit und wurde erst im 17. Jahrhundert von fremden Handwerksgesellen wieder eingeführt.

Um die grossen Anfälle des Weinzehntens einzulagern, brauchte die Stadt Bern Keller, deren es mehrere von ansehnlichem Fassungsvermögen in der Stadt und auch auf dem Lande gab. In schlechten Weinjahren wurde daraus an die Bevölkerung verkauft, damit die Preise

infolge des Mangels nicht zu hoch stiegen, zu einem bescheidenen Preis, was einen ausgleichenden Einfluss auf den allgemeinen Marktpreis hatte. Zwei obrigkeitliche Weinschenken, eine für das welsche, die andere für das deutsche Gebiet des alten Kantons Bern, führten über die Weinvorräte, über Einlieferungen und Abgaben Buch und Rechnung.

Im Jahre 1719, also kurz nach der Fertigstellung des Kornhauskellers, der 1711 zu bauen angefangen und 1716 in Betrieb genommen wurde, waren alle Keller der Stadt so mit Wein gefüllt, dass man sagte, wie die Stadt Venedig auf Wasser liege, so liege Bern auf Wein. Wer drei leere Fässer ausleihen konnte, erhielt ein gefülltes umsonst zurück. Der Wein galt damals einen halben Kreuzer die Mass, das sind 2 Rappen für 1½ Liter! Im vorhergehenden Jahr hatte die Mass 2 Kreuzer gekostet, also das Vierfache, während im folgenden Jahr, 1720, das ein Missjahr war, der Preis um das 16fache anstieg. Immerhin waren 8 Kreuzer oder nach unserem Geld umgerechnet 29 Rappen, für 1½ Liter Wein noch sehr wenig, wenn man vergleicht, dass beispielsweise ein Pfund Kaffee damals Fr. 3.40, ein Pfund Tee gar Fr. 25.70 nach unserem Geld kostete.

Doch zurück in den Kornhauskeller! In vier Reihen

*) Man vergleiche dazu den Bildbericht in der Berner Woche Nr. 49 (1941).